

Martin Karrer

Christus jenseits der Kirchenmauern

Dr. Martin Karrer ist Professor in Wuppertal; Missionsstraße 1A, 42285 Wuppertal

Die großen Bildteppiche der Offenbarung an Johannes in Angers beginnen mit einem wunderschönen Bild: Von Johannes, der Christus schaut, führen Wege in Kirchen hinein. Vertraute romanische Kirchen sind es. Ihre Türen stehen offen. Engel breiten Flügel über sie. Das Kreuz des heilvollen Todes Christi ragt auf ihren Türen und Chören empor.

Mauern

Heimatlich mutet das an: In der Kirche ist Christus zu Hause, und die Kirche bietet ein Zuhause. Sie birgt hinter den offenen Türen in ihren steinernen Mauern.

Nicht durch Zufall wirkt das Bild des Teppichs so. Es entspricht vielmehr einem bis heute verbreiteten Verständnis von Kirche: Unwillkürlich denken wir bei Kirche zuerst an „die“ Kirche, den steinernen, schönen, bergenden Bau.

Das Wort „Kirche“ hat freilich einen viel größeren Bedeutungsumfang, ja einen anderen Schwerpunkt. Uns ist kaum mehr bewußt, daß es kein deutsches Wort ist. Es stammt aus einer Zeit, in der noch keine Kirche gebaut wurde, es noch keine Kirchenmauern gab. Die finden wir nicht vor dem späten dritten, wahrscheinlicher vierten Jahrhundert.

Dem Griechischen, dem Neuen Testament, ist es als Lehnwort entnommen. „Kirche“, genauer das Eigenschaftswort „kyriake“, gibt dort wieder, „was zum Herrn (Kyrios) gehört“. „Kirche“ ist daher die Gemeinde, die zum Herrn gehört. „Kirche“ ist der Gottesdienst. „Kirchenmahl“ heißt das Abendmahl in 1. Kor 11,20. „Kirche“ ist selbst der Tag, an dem der Herr begegnet; „kyriake“, „Kirch“-Tag heißt er in Offb 1,10; und noch neugriechisch heißt der Sonntag so.

„Kirche“ entschrankt also über die Kirchenmauern. Dadurch hellhörig geworden, blicke ich erneut auf das Bild, mit dem ich begann. Ich sehe auf einmal, daß sich die Engel jenseits der Mauern befinden, nicht in ihnen. Selbst das Kreuz steht nur *auf* den Mauern. Es grüßt nicht in die Mauern hinein, sondern in alle Welt.

Jenseits der Mauern

Wohin gehört das Kreuz? Es zeigt sich, folgen wir dem Bild, vor aller Welt. Es grüßt in der Welt die Gemeinde.

„Gemeinde“ ist dabei wieder ein verräterisches Wort. Es kommt – wie im Griechischen des Neuen Testaments das Wort „koinonia“ – von „gemeinsam“: „Gemeinde“ sind Menschen, die einen gemeinsamen Bezugspunkt haben.

Der Bezugspunkt muß dabei noch nicht gleich kirchlich sein. Das Deutsche weist uns auf eine innere Spannung: Gemeinde ist die kirchliche und die politische Gemeinde. Bei unseren englischen Nachbarn wäre der entsprechende Ausdruck „community“. Auch dahinter steckt derselbe Stamm, „gemeinsam“, „communis“.

Das Neue Testament ist noch aussagekräftiger. Es spricht vorzugsweise von der „Versammlung“, der „ekklesia“. Vor der christlichen Überprägung meint dieses Wort die Versammlung des Volkes Israel oder die Versammlung der griechischen Städte und Verwaltungsbezirke. Zusammen- und herausgerufen wird sie, wo es um Entscheidungen für die ganze Stadt oder die ganze Bevölkerung geht.

Zum Lehnwort für Kirche wurde „ekklesia“ in Frankreich und anderen unserer Nachbarländer („église“ usw.). Nach diesem Verständnis greift die Kirche wie eine Versammlung des ganzen Volks in die Weite. Sie läßt sich nur mit Schaden von der Gesamtbevölkerung trennen.

Die Begriffe, auf die wir stoßen, ergänzen sich damit. Wo immer wir anfangen, enthalten und bewahren sie, vom deutschen Wort Gemeinde bis zum neutestamentlichen „ekklesia“, den unaufgebbaren Anspruch: Christi Kreuz grüßt das ganze Volk. Es gehört nicht hinter Kirchenmauern, sondern geht alle an. Deshalb steht es auf dem Kirchturm, auf dem es von allen gese-

hen werden kann, von Christen und Nichtchristen. Und deshalb ist die unausgestandene Diskussion des Jahres 1995 über das Kreuz in der Öffentlichkeit keine müßige Debatte.

Ohne Mauern

Ich muß noch einen Schritt weiter gehen. Bislang zeigt sich das Kreuz der Welt. Der Ort, an dem es steht, bleibt die Kirche. Von der Kirche strahlt es aus. Über die Kirche rückt Jesus Christus in die Mitte der Welt.

Dieser Gedanke prägte das Kirchenverständnis vor und lange nach dem Teppich von Angers. In unserem Jahrhundert schien es daher schon ein großer Schritt, Kirche und Gesellschaft, Kirche und Welt als zwei Kreise um das Kreuz zu unterscheiden.

Die Unterscheidung bewährte sich eine Generation lang, da die Christengemeinde mit einer gewissen Geschlossenheit und Plausibilität beanspruchte, Gottes Wort vor der Welt und für die Welt zu bezeugen. In letzter Zeit aber verlor und verliert die Institution Kirche immens an Kraft. Die Wahrnehmung ändert sich und mit ihr die Unterscheidung der Kreise:

Um das Gotteshaus legen sich nach wie vor Christen- und Bürgergemeinde. Aber die Christengemeinde hat an Festigkeit verloren. Sie kennt – wie einst – keine Mauern mehr. Sie kennt allenfalls in sich einen Kern, die „Kern“-Gemeinde. Nach außen hin ist sie offen. Sie zerfranst. Positiv gewendet, wird sie durchlässig. Sie geht in die Bürgergemeinde über. Dort verlieren sich vollends die Konturen. Anonymes Christsein und der von Christus abgewandte Blick nehmen Platz, die Kirchenferne, der Anspruch anderer Religionen, fremde Kulturen.

Jenseits der einstigen Kirchenmauern erwächst so von der Kirche bis zur äußersten Kirchenferne eine Gesellschaft ohne Mauern. Die notwendige Begegnung zwischen den Menschen läßt keine Mauern zu. Abzureißen ist, was uns trennt, damit unsere Gesellschaft nicht verfeindet. Abzureißen ist, was uns trennt, auch und gerade, weil das Evangelium keine Grenzen duldet. Das ist – zumindest in den Kirchengemeinden – breit bewußt: Christus duldet keine Mauern.

Gott wurde Mensch

Christus duldet keine Mauern. Warum eigentlich? Auf diese Frage müssen wir eine Antwort finden, wollen wir den Wandel jenseits der Kirchenmauern nicht nur erleben, sondern gestalten.

Einen ersten Hinweis bietet die Geburtsgeschichte Jesu: Wir wissen nicht, ob Jesus überhaupt in Mauern geboren wurde. Nach Lk 2,7 jedenfalls war kein Platz in den Mauern der Herberge, bei der er zur Welt kam. Die Legende erschloß aus der Krippe, von der Lukas spricht, immerhin den Stall mit Mauern, den wir aus den unzähligen Krippen der Weihnachtszeit kennen. Aber auch dieser Stall hatte ganz gewiß keine Kirchenmauern. Jesus wurde in Israel geboren, bei Hirten und ihren Herden (Lk 2,8-20), in der Stadt Davids (Lk 2,4; vgl. Mt 2,5f), nicht in einer Kirche. So wahrgenommen, gehört Jesus vor die Tür der Kirche, jenseits ihrer Mauern und jenseits aller Mauern. Er gehört von Israel aus zu den Menschen schlechthin.

Für Christen und Nichtchristen

133

Es lohnt, daran eine Beobachtung am Wort „Christen“ anzuschließen. Es meint „die zu Christus Gehörigen“ und erwuchs wahrscheinlich wieder jenseits der Kirchenmauern: Großstädter beobachteten, daß die Orientierung an Jesus Menschen aus dem Judentum und dem Schmelztiegel all der anderen Nationalitäten in der Stadt miteinander verband und benannten sie danach (Apg 11,26).

Auf Jesus selbst konnten sie es nicht anwenden. Er war kein „Christ“. Ja, wendete man die Bezeichnung auf ihn an, entstünde das Paradox: Jesus, der Christus, gehört zu sich, dem Christus. Er beschränkt sich auf sich.

Das Gegenteil ist die Erfahrung der Gemeinde. Wir leben davon, daß es ihm nicht genügte, bei sich selbst zu sein. Er war und ist für andere da, in seinem Leben, in seinem Tod und durch Gottes Wirken ebenso in seiner Auferstehung. Dadurch entstand die Gemeinschaft der Christen als Menschheit, die Christus eignet. Sie gehört zu Christus. Aber Christus ist nicht an sie allein gebunden. Er gehört nicht einfach zu ihr, geht in

ihr nicht auf. Die Unterscheidung deutet sich an: Die Kirche gehört zu Christus. Christus gehört zu *allen* Menschen.

Mensch bei Juden

Eine wichtige Seite dieses Sachverhalts wurde in den letzten Jahrzehnten wiederentdeckt. Jüdische Gelehrte erinnerten zu Recht daran, daß Jesus Jude war. Sie warfen sogar die Frage auf, ob Juden Jesus nicht besser verstehen könnten als Christen. Zu oft und zu schrecklich hatten Christen Jesus mißverstanden und mißbraucht. Christen mußten und durften das von Juden lernen. Und wir werden noch lange zu lernen haben.

Die Mauer, die viele der christlichen Kinder Israels im Lauf der Jahrhunderte gegen ihre Mutter Israel errichtet hatten, zerbröselte damit. Sie stürzt. Das Verständnis Jesu, das Christen und Juden trennte, scheidet inzwischen nicht mehr schlechthin. Jesus verbindet Christen und Juden ebenso. Wir können die Inkarnation, die Menschwerdung Jesu, nicht mehr von Israel losreißen. Daß Christus zu allen Menschen gehört, beginnt in Israel.

Gesandter im Islam

Verlängerten wir den Schritt von Israel und der Kirche unmittelbar zu allen Menschen, würden viele unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger Einspruch erheben. Sie würden reklamieren: Ein wichtiges, zentrales Glied fehle. Es ist der Jesus des Islam.

Dieser Jesus hat in Deutschland eine Heimat, seit die Gesandten des Sultans ihre Religion im friderizianischen Preußen pflegen durften. Wir könnten ihm also schon lange begegnen, wäre nicht deutscher Brauch gewesen, andere Kultu-

ren und Religionen in die Ferne zu verlagern. Das hat sich inzwischen geändert. Die Entdeckung beginnt:

Unser Jesus, der Sohn Mariens, ist den muslimischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern durch den Koran tief vertraut. Sie würdigen ihn. Er ist für sie Gesandter Gottes. Gott gab ihm das Evangelium, das rechte Leitung und Licht enthält. Dieses Evangelium ist – davon sind sie überzeugt – für die Christen „Schrift“, von der sie ohne Frevel nicht abweichen dürfen. Für die Muslime ist es ein wichtiger Schritt in der Sendungs- und Offenbarungsgeschichte. Gottes Wort ergeht dadurch. Ja, Jesus selbst läßt sich als „Wort“ bezeichnen (vgl. Joh 1,1). Nur daß dieses Wort ungeschaffen sei, lehnen sie ab. Denn darauf, daß al-

les Geschöpf und Werk des einen, einzigen Gottes ist, kommt es ihnen an (bes. Koran Suren 3,45.47; 4,171; 5,46f).

Jesus gehört damit im Religionsspektrum unserer Gesellschaft nicht nur zum Christentum. Aufragendes Zeichen ist er auch nach dem Verständnis des Islams, gesandt für alle Welt und bis zum Gericht des Endes (Sure 43,61 im verbreitetsten und nächstliegenden Verständnis).

Freilich ist das Zeichen Jesu Christi für die Muslime keineswegs das Kreuz. Daß Gott seinen Gesandten hätte am Kreuz hinrichten lassen, gilt dem Koran nicht als glaubhaft. Nein, Gott hat ihn ohne Kreuzestod zu sich erhoben, sagt Sure 4,15f. So begegnet uns Jesus bei unseren muslimischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern gleichzeitig in beeindruckender Gestalt und sehr fremd.

Zum Befremden gesellt sich die Überraschung. Denn die Korrekturen des Korans treffen einen Nerv moderner Zweifel. Sie stellen gerade in Frage, was vielen Menschen unserer Zeit am schwersten am Jesus der Kirche auf-

Der Intellektualismus in der Theologie, die hellenistischen Züge in der Theologie haben uns für die reale Gestalt Jesu blind gemacht.

Byung-Mu Ahn

stößt: daß Gott ihn den schrecklichen Tod für uns habe sterben lassen, und daß er ganz Gott sei. Der Koran ist insofern modern. Daß viele Muslime ihre Religion als moderne, unserer Zeit gemäße Religion begreifen, wird verständlich. Es fordert das Christentum heraus, sich auf sein Proprium zu besinnen und dieses Proprium für unsere Zeit plastisch zu machen.

Vielfältig unter den Menschen

Jesus aber gerät in eine merkwürdige Vielfalt: Viele Menschen kennen ihn in unserer Gesellschaft nicht oder nicht mehr. Andere kennen ihn, doch unter verschiedenen Vorzeichen. Nicht nur die drei monotheistischen Religionen würdigen ihn so. Vielschichtig begegnet ein Jesus individueller Frömmigkeit jenseits der Kirche. Reich wirkt etwa der Jesus göttlichen Lichts, den Mitmenschen in der Sehnsucht nach neuer Zeit über kirchenfremde Medien suchen. Frieden und Ruhe gewährt der Jesus der Meditation, dem Nichtchristen – und Christen – in Zügen fernöstlicher Religionen begegnen.

Bleibe ich dem bisher Gesagten treu, muß ich mich, muß ich unser Christentum dem aussetzen. Ich muß Jesus freigeben. Er gehört nicht mir, nicht uns. Er wird Mensch für alle und gibt daher jeder Begegnung ihren Rang.

Freilich stocke ich spätestens an dieser Stelle: Wird die Begegnung nicht, wenn jede Begegnung ihren Rang hat, beliebig? Es bedarf eines nochmaligen Nachdenkens, eines Nachdenkens an der Schrift.

In deren Vielfalt und Mühe

Mein Stocken ist nicht neu. Den frühen Christen drängte sich unser Dilemma ebenso auf. Sonderbar ähneln sich die Zeiten:

Neben dem Christentum gab es andere Religionen, Leugner Christi, Skeptiker, Agnostiker, Atheisten. Das Eindringen fremder Kultur und Religion beklagten im römischen Reich viele nicht minder als heute. Nur traf die Klage Isis-kult und Christentum. Die damalige Gestalt des „New Age“ war, eine neue Zeit zu träumen. Über Sternbilder schaute und in alten Schriften wie Zeichen entdeckte man sie. Man bedachte und

beging sie esoterisch wie öffentlich. Freilich war „New Age“ politischer als heute, orientierte sich am Staat (seit Vergils 4. Ekloge).

All diese Menschen, die so anders waren als die Christen, waren oft gute Menschen. Sie sind es ebenso heute oder wollen es sein: Viele helfen, wo es not tut, oder versuchen das zumindest. Sie spenden Kleider für die Nackten. Sie geben den Hunger- und Katastrophenhilfen die Mittel, damit alle zu essen haben und niemand durch ein Unglück umkommt. Sie besuchen Kranke. Sie treten für die Gefangenen, die Unrecht leiden, ein (Nur daß man heute diese Gefangenen nicht mehr so leicht besuchen kann wie in der Antike, daher bedarf es Institutionen wie amnesty international). Sie nehmen die Fremden auf, die sonst kein Asyl finden. Am Ende setzen sie sich mit allen Religionen zusammen, um ein „Weltethos“ zu entwickeln. Alle sollen leben und so gut wie möglich leben. Dafür setzen sie sich ein, und darin begegnen sie den Christen. Im Einsatz für andere verwischen die Religionsgrenzen (wie in der Zusammenarbeit bei amnesty international usw.). Wo ist da nun Christus? Wo wird er Mensch?

135

Im anderen Menschen

Die frühen Christen haben Jesu Zusage im Ohr, Gottes Herrschaft, sein machtvolles Eingreifen sei mitten unter ihnen (Lk 17,21). Dann ist es auch mitten unter den Völkern, mitten unter diesen Menschen.

Eine große Bildrede Jesu stützt das. Die Urchristen erzählen sie als Gleichnis vom Weltgericht (Mt 25,31-46). Wie sie beim irdischen Jesus genau aussah, wissen wir nicht. Denn sie spricht zuerst vom Menschensohn, dann vom Hirten und schließlich vom König (25,31.32f. 34ff). Wichtig ist, was die Christen nach Jesu Auferstehung an ihr erlebten:

Jesus verläßt die Welt nicht. Er begegnet weiter in der Welt. Er begegnet in den Fremden, Hungernden, Dürstenden, Nackten, Kranken, Gefangenen, von denen ich gerade sprach. Er begegnet dort, wo Hilfe not tut.

So hilft, wer anderen hilft, Jesus. Das gilt für Christen und Nichtchristen. Es gilt vielleicht sogar zuerst für Nichtchristen. Denn V. 32 wählt

gerade das Wort für Nichtchristen: „Völker“. Der Zuspruch, „Was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan“ (VV. 23.40), gilt ihnen. Nach diesem ihrem zuwendenden Tun urteilt Gott über sie.

Immer wieder helfen sie in diesem Tun übrigens auch Christen. Ja, der Evangelist Matthäus mag bei den „Brüdern“, die der Hilfe bedürfen, sogar zuerst an die Christen gedacht haben. Damit öffnen sich die Konturen noch einmal. Wenn Christus dort begegnet, wo Not ist, provoziert das in jeder Richtung zur Hilfe.

Die Antwort, wo Christus jenseits der Kirchenmauern begegnet, verdeutlicht sich: Er begegnet, wo es vonnöten ist. Christen und Nichtchristen greifen dort ein. Sie wissen oft nicht, wer der Fremde oder die Fremde ist, für die sie sich einsetzen. Gott weiß es.

Für die Christen zur Mahnung

„Gott wurde Mensch.“ Die Geburtsgeschichte Jesu und das Weltgerichtsgleichnis bieten Stationen. Mit dem Hymnus im Philipperbrief (Phil 2,6-11) tritt ihnen eine weitere zur Seite:

Er, der in der Gestalt Gottes war, „entleerte“ sich, heißt es dort von Christus (V. 7). „Leer“ von der Gestalt Gottes, als niedrigster Mensch, wie ein mißbrauchbarer Sklave, begegnet er in der Welt. Er gehört – uns nun schon vertraut – zur Menschengestalt, zur Menschheit schlechthin (Der Hymnus spricht durchweg von der Menschheit, ja von allen Wesen, die es gibt, nicht speziell von der Kirche).

Paulus verfolgt allerdings nicht, wie wir bisher, die Stoßrichtung in alle Welt. Ihm liegt an einem Signal für die Gemeinde. Den Jesus, der unter alle Menschen geboren ist (VV. 6ff), sieht sie. Sie erkennt seinen Weg. Sie kann sich daher in ihn begeben und soll das: „Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war“ (V. 5 nach der Übersetzung *Martin Luthers*).

Christliches Selbstbewußtsein erhält dadurch eine paradoxe Stärke, die Stärke der Schwäche. Christus gehört in Niedrigkeit zu den Menschen, das gibt ihm den unbequemen Impuls zur Niedrigkeit.

Der Impuls klingt heute nicht nur angenehm. Es löst eher ein unangenehmes Schaudern aus,

daß die christliche Achtung für die Schwachen daraus erwächst, wie Christus uns alle selbst in Schwäche einweist. Schwäche wird in der jüngsten Krise unserer Gesellschaft wieder – wie einst in Rom und Athen, das den starken, den schönen Menschen zum klassischen Modell machte – zum Problem.

Das Unangenehme könnte sich in der Kirche zum prickelnden Schaudern wandeln. Denn sie, die in der Gesellschaft schwach wird, befindet sich darin auf einem Weg der Nachfolge. Ihre Schwäche bringt sie dem Neuen Testament näher. Aus der Schwäche heraus wird sie womöglich für Christi Menschwerdung in Niedrigkeit stärker einsehen als mit festen starken Kirchenmauern.

Wort für alle

Ein weiter Bogen kommt allmählich zum Ende. Kirchenmauern stehen nicht mehr fest. Darein mischt sich ein Stück Wehmut, wenn wir an die leuchtende Kirche der Apokalypse von Angers denken. Ebenso und vielleicht noch stärker mischt sich ein Stück spannender Öffnung und Erwartung darein, wenn wir an die Menschwerdung Christi denken: Diese Menschwerdung bricht Kirchenmauern, um Christen und Nichtchristen zueinander zu weisen.

Darin freilich geht sie alle an. Neben die Anstrengung des Tuns tritt, folgen wir dem Neuen Testament, die Anstrengung des Begriffs, um die Menschwerdung den Menschen zu vermitteln.

Die berühmteste solcher Anstrengungen bietet die Eröffnung des Johannesevangeliums: „Im Anfang war das Wort“ (Joh 1,1). Dieser Satz spricht noch nicht von Christus. Er versucht, eine menschliche Erfahrung zusammenzufassen: Wir bedürfen des Wortes, um etwas zu bezeichnen. Ohne Bezeichnung können wir nichts begreifen, ja nicht einmal feststellen. So ist es mit der Schöpfung, und so ist es mit dem Leben in der Welt. Wir müssen es benennen. Wir tun das als Christen und Nichtchristen.

Dann, im Zuge dieser Benennung, ereignet sich Überraschendes: Das brennende Wort erhält seine Tiefe und seinen Bezug in Christus. Es kommt in Christus zum Leben und wird darin

Wegweiser für das Leben (Joh 1 im Gefälle zu V. 18).

Für „uns“, wie Joh 1,14 sagt, ist das geschehen. Es trennt von denen, die es nicht als geschehen erkennen, und verbindet mit ihnen. So würden wir erwarten, daß „wir“, die es erkannten, „die“ Menschen des Wortes, „seine“ Menschen wären. Statt dessen müssen wir vernehmen: „Wir“ sind nicht „die Seinen“. Die Seinen sind welche, die ihn nicht aufnahmen. „Die Seinen“ meint zuerst Israel. Daher können wir uns bei uns nicht beruhigen. Auch die berühmte Eröffnung des Johannesevangeliums weist die Christen über sich hinaus auf Israel und im Wort auf alle Menschen. Bei sich und jenseits der Kirchenmauern dürfen die Christen und sollen sie Christi Gnade und Wahrheit entdecken.

Damit kann ich schließen. Ich fasse den Gedankengang zusammen und vervollständige ihn mit dem Wort der Versöhnung aus dem Kolosserbrief.

Alles in allem: Gott wurde Mensch zur Versöhnung

137

Gott wurde Mensch jenseits der Kirchenmauern. Das versöhnt die Menschen im Raum der Kirche mit denen außerhalb der Mauern (vgl. Kol 1,19f). Es stößt sie zur Entdeckungstour an. Daß sie diese Entdeckungstour von Christus getragen unternehmen dürfen, zeichnet sie aus. Es birgt sie und unterscheidet sie von anderen. Es richtet sie auf und macht sie neugierig: Christus läßt sich entdecken. Er geht alle an. Er ist da. Seine Spuren sind in der Welt. Wo nachgedacht und meditiert wird, tun sie sich auf. Wo geholfen wird, verbreitern sie sich zum Weg.

Das Bild der Kirche verändert sich auf diesem Weg. Auf dem Teppich der Apokalypse von Angers führen alle Pfade in sie. Nun führen die Pfade aus ihr heraus. Ihre Tore stehen nicht nur offen, um Menschen einzulassen. Sie stehen offen, weil die Kirche für die Versöhnung Gottes einsteht, die alle Welt angeht. So wird sie statt zum steinernen Bau sein tätiger Leib (vgl. nochmals Kol 1, nun besonders die VV. 18.21 ff).